Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mitteland

Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau

Band: 29 (1986)

Artikel: Unterm Birnbaum geschrieben

Autor: Killer, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1071751

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

UNTERM BIRNBAUM GESCHRIEBEN

PETER KILLER

Wie die Klischees es wollen: Die Zufahrt mehr Bachbett als Strasse, das Haus ziemlich verlottert, überall Spuren des bäuerlichen Alltags. Geräte, die an der Versteigerung keinen Abnehmer gefunden hatten, Dutzende von alten Büchsen mit gebrauchten, zur Wiederverwendung aufbewahrten Nägeln. Spinnweben, Brennesseldickicht, die Reste der agrochemikalischen Hausapotheke, eine dunkle Küche mit rabenschwarzen Röstipfannen auf dem Holzherd, der plätschernde Brunnen, eisiges Wasser aus der eigenen, tief im Sandsteinfels gefassten Quelle, die behagliche Wärme des Kachelofens, das Plumpsklosett neben dem alten Schweinestall, in dem die Hühner nächtigten: alles wie die Klischees es wollen.

1973 war's. In der Familienzeitschrift war von «Aussteigern» die Rede. Wir zählten uns nicht zu jenen, selbst wenn auch hier die Klischee-Entsprechungen wieder aufzugehen scheinen. Wir – meine Frau und ich –, Städter ohne die geringste Ahnung vom Landleben, recht- oder gutbezahlte Stellen aufgebend (ich meinen Platz auf der «du»-Redaktion neben Manuel Gasser), bald einmal von Woche zu Woche den Besitz an Klein- und Federvieh mehrend. Nicht lange ging es, bis die erste Strickjacke (braun) im Haus war, deren selbstgesponnene Wolle von selbst gepflegten, ja selbst gezüchteten Schafen stammte.

Als «Aussteiger» fühlten wir uns nicht, nicht als Landimmigranten, sondern als Stadtemigranten. Weg aus der Stadt: weil die Bücher in der kleinen, aber nicht billigen Wohnung keinen Platz mehr hatten; weil es uns von Nacht zu Nacht mehr störte, wenn zu immer gleicher nachmitternächtlicher Stunde oben, in der teuren Attika-Wohnung, das Wasser tosend in die Badewanne strömte und einige Minuten später das immer gleiche Geräusch von nackter Haut auf emailliertem Stahl zu hören war. Eher die Unlust meidend (etwa verkörpert im Hauswart, der – wie könnte es anders sein – Herr Eng hiess), als die Lust des bukolischen Seins suchend, kamen wir aufs Land.

Schön das Gefühl, aus dem Haus zu treten und zum Nachthimmel hinaufzublicken, zu den blinkenden Benutzern der Luftstrasse Zürich–Genf und dann zum von Augenblick zu Augenblick leuchtender wahrgenommenen Lichtband der Milchstrasse. «Land unter Sternen» heisst das Kultbuch der paar tausend Einwohner unserer Region, das Maria Waser 1930 ihnen – uns? – gewidmet hat. Von Herrn Eng zu Frau Weit. Die Horizontlinie fast waagrecht vor mir, 180 Grad Himmelskuppel. Das sei kein Haus, was ich da gekauft habe, sondern eine Alphütte, schockte mich Manuel Gasser, als er 1973 hier haltmachte, unterwegs auf unserer Reportagefahrt zu Franz Eggenschwiler ins nahe Eriswil. Aus der Alphütte wurde ein Haus, aus den Emigranten in gewissem Mass Immigranten. Zwölf Jahre dauern lang; stattliche Männer, die damals stolz und freundlich vom Traktor gegrüsst haben, sind vom grossen Trichter – so nannte Maria Waser den nahen Friedhof in der Geländemulde – geschluckt worden. Viele Dutzend Kilometer Strasse wurden unterdessen staubfrei, wie es so schön heisst, und der Wegmacher, der sich unseres Bachbett-Zubringers so liebevoll angenommen hatte, ist nun auch vom Trichterschlund geschluckt worden. Zwölf Jahre sind lang, aber Fremde bleiben lange Fremde, auch wenn die unterdessen geborenen Kinder am Telephon im Gespräch mit Schulkameraden bruchlos in jenen Dialekt wechseln können, den wir höchstens beherrschen würden, wenn wir Dällebach-Kari-Witze erzählen möchten.

Eine Alphütte? Ein leiser Zweifel am guten Charakter meines Hauses kam mir wenig später nach Manuel Gassers Besuch selbst auf. Mit der Redaktion eines Kataloges beschäftigt, hatte ich Dutzende von Manuskriptblättern auf meinem Arbeitstisch unter dem schlecht isolierten. Dach ausgebreitet. Was störte es mich, dass der Landregen vor dem Fenster tagelang nicht aufhören wollte? Der Regen störte mich kaum, ja ich lernte Turners Begeisterung für atmosphärische Wechsel, für das Spektakel der Wolkenspiele und der Lichtdurchbrüche schätzen und lieben. Aber als sich alle Manusblätter von der durch die Eternitschindeln gedrungenen Feuchtigkeit zu wellen begannen und Kugelschreiberrandbemerkungen zu verfliessen anfingen, kamen leise Zweifel ob der Richtigkeit des Hauskaufes auf.

Nicht, dass uns die Scholle magisch angezogen hätte. Als Kind war mir allein schon das Jäten im grossmütterlichen Garten ein Greuel. So gaben wir Inserate auf mit dem Text «Wiesland in Abhanglage zu verpachten ...». Eine gleiche Meldung schlugen wir in einer der Dorfkäsereien an, in der Abend für Abend die Hunde- und Rossgespanne vorfuhren, als hätte sich da die Schwei-

In den Buchsibergen, Blick von Lindenstrasse gegen Neuhushöhe. Foto Val. Binggeli.

zerische Verkehrszentrale etwas ganz besonders Attraktives einfallen lassen. Was sich bei allen potentiellen Pächtern längst herumgesprochen hatte, wussten wir erst später: Hektare für Hektare war hoffnungslos verunkrautet. Das Gras wuchs aber trotzdem so schön, dass der Anblick des grünen Segens jeden Jodellied-Dichter hätte inspirieren müssen. Als es fast hüfthoch stand, kauften wir einen Kilometer Ursus-Knotengitter, Pfosten und ein halbes Dutzend Schafe. Ob die andern Schafe noch kämen, fragte der Briefträger anderntags die Jungbauern; da müsse man doch mindestens hundert Schafe haben. Hundert wurden es nie, vierzig aber wohl. Zu den schwarzen Jura-Schafen kamen noch ein halbes Dutzend andere Tierarten dazu. Viele der landwirschaftlichen Geräte und Maschinen, die auf der Gant vom Hof wegverkauft worden waren, kehrten zurück. Der Katrin Rüegg nachzustreben, wäre eigentlich nichts mehr im Weg gestanden. Nur: Der pastoral-literarische Streichelzoo, in dem auch noch Wärter und Direktion zum Anfassen da sind, war unsere Sache nicht.

Die Aufgabe, das übernommene Land besorgen zu müssen, brachte uns – fast wider Willen – zur Selbstversorgung oder wenigstens zur teilweisen Selbstversorgung. Eigenes Gemüse, selbstgebackenes Brot, Fleisch vom Hof, Tee von unseren Gartenkräutern, 53grädiger Kirsch vom grossen Baum zwischen Haus und Strasse. Aus der Not wurde eine Tugend gemacht. Ich glaubte zu spüren, dass die Bauernnachbarn meinen Kampf gegen die abertausend Blackenstöcke, den ich wochenlang frühmorgens mit dem zweigabligen Blackeneisen ausfocht, zumindest respektierten.

Ich war der einzige Schweizer Kunstkritiker, der etwas vom Schlachten verstand, die grünen Fachzeitungen wöchentlich las, Trächtigkeits- und Brutzeiten der verschiedensten Tiere kannte. Was war, ist noch; aber anders. Ein Begriff wie Selbstversorgung hat seinen Wert für mich unterdessen verändert. Selbstversorgung wäre nur auf Kosten der geistigen Versorgung möglich gewesen. Das Vergnügen an einem bewegenden Bild ist grösser als das Vergnügen an einem stattlichen Fuder Heu. Nach Zweifeln kam die Sicherheit und mit ihr die Redimensionierung des Selbstversorgerbetriebs. Und wir gewannen das Vergnügen zurück, ab und zu im Lebensmittelgeschäft der Versuchung nachzugeben und etwas Saisonungemässes zu kaufen.

Die tiefe Faszination der Landschaft, ihres Wechsels im Tages- und Jahreslauf, der Arbeiten im kleinen Stall, auf den Wiesen und im Wald hat sich veralltäglicht. Banalisiert erscheint mir das Landleben aber deshalb keineswegs.

Der Wanderer zieht durch idyllische Landschaft und sieht sich plötzlich auf einem Schlachtfeld. Dass sich der Waldsaum am Wiesenrand, den ich vom Schreibtisch aus tagtäglich sehe, verändert hat, bemerkt man mit blossem Auge. Ebenso beunruhigt beobachte ich aber die Wiesen: Warum soll nur der Waldboden vergiftet sein? Der Pflug kehrt die zerstörerischen Regenrückstände und den Dreck aus der Luft in die Tiefe und bringt saubere Erde empor. Was aber, wenn der Boden so tief vergiftet ist, dass keine gesunde Erde mehr ans Licht gepflügt werden kann? Noch spricht man erst von jenem Bodensterben, das eigentlich als vorsätzlicher Bodenmord bezeichnet werden müsste. Bauern, die leichtsinnig oder gar fahrlässig mit Düngern und Giften umgehen, habe ich hier keine kennengelernt. Doch selbst all jenen Bauern, die den natürlichen Kreisläufen grösste Achtung entgegenbringen, die mit der Natur und nicht gegen die Natur bauern, steht keine andere Luft und kein anderes Regenwasser zur Verfügung, als was – vergiftet – vorhanden ist.

Blick aus dem Fenster: Der kleine Apfelbaum, im Winter gesetzt, zeigt kein grünes Laub, ist braun überkrustet, wo sonst grün sitzt. Ich schaue mir die Veränderung von nahem an. Jeder Ast und jedes Ästchen ist bedeckt von kleinen, maikäferartigen Insekten, die überdies noch zu Hunderten ums Bäumchen schwirren. Ohnmächtig schaue ich dem Kahlfrass zu. Dann überkommt es mich: Ich renne ins Haus, greife zur bisher nie berührten Spraydose, die der Blidor-Hausiererin einmal abgekauft worden ist.

Eher Schlachtfeld denn Idylle. Einer der jungen Bauern, die uns manchmal helfen, ist am Morgen, nach der Schichtarbeit in der Fabrik, auf dem Heimweg in eine Tanne gefahren und liegt nun im Spital. Vor der Arbeit, nach der vorletzten Nachtschicht, war er fast jede Minute auf der Heuwiese und versuchte, nach den vielen Regentagen möglichst viel trockenes Gras einzubringen.

Das Schlachtgetümmel legt sich, der Wanderer zieht weiter. Am Wegrand stehen die Bauern, mit denselben Köpfen wie jener Jakob Gujer, genannt Kleinjogg, für den sich Goethe und Rousseau interessierten und von dem der Zeitgenosse Hans Caspar Hirzel berichtete: «Wenn er seine Gedanken (...) mir entdeckte, war ich oft am Ende ganz ausser mir; ich hörte ihm mit Ehrfurcht zu, die Tränen rollten über meine Wangen ab, und ich glaubte mich in der Gesellschaft eines alten griechischen Weltweisen.»

Vor den Bauerngärten, den wilden und den buchsheckengezähmten, vor der Begonien-, Fuchsien- und Geranienpracht, die die Fenster und Geländer

ziert, denke ich an die Vorgärten im städtischen Quartier, in dem ich aufgewachsen bin, die fast allesamt zu betonierten oder pflastersteinbelegten Autoabstellplätzen geworden sind. Die herzliche Freude am unnütz Schönen – vor der Kultur flüchtend haben sich manche seit Jahrhunderten, seit den ersten kulturpessimistischen Bewegungen, aufs Land abgesetzt. Heute und künftig wird immer gelten, dass man kultursuchend aufs Land ziehen wird.

Früher erschienen in Zeitschrift «du» (Nr. 9, 1985) Zürich.